

nach Abgang der Bestellung rief mich das Klingelzeichen ins Büro, wo mir die Empfangsdame, die zugleich Buchhalterin war und die tägliche Post entgegennahm, sagte, es sei für mich diesmal auch eine Sendung dabei. Mein forschender Blick hatte aber schon längst alles, was sich auf dem Schreibtisch befand, übersehen. Da lag kein umfangreicheres Paket oder eine kleine Kiste, wie ich es ungefähr erwartete. Nur ein paar Briefe waren da und ein unscheinbares, flaches Päckchen, das eine ausgewachsene Männerhand leicht decken konnte. Das wurde mir jetzt zugeschoben. Ja, ohne Zweifel, es kam aus Berlin! Mit einer gewissen Bestürzung las ich meinen Namen und darüber die Worte: „Muster ohne Wert.“ Das Fräulein lächelte etwas malitiös, aber freundlich, und ich zog ab, um das so verhängnisvoll leichte Päckchen einstweilen in mein Zimmer zu bringen. Nach der Geschäftszeit, ungestört vor der Neugier Unberufener, wollte ich es dann öffnen. Ich wurde nun von allen Angestellten nach der Sendung gefragt, und ob man den Apparat sehen könne? Ich antwortete jedem, der es hören wollte, ich hätte mir den Optikaster zu meinem Geburtstag, der in zwei Tagen sei, selbst zum Geschenk gemacht, und früher werde das Paket nicht geöffnet. Innerlich bebte ich aber vor Erregung und konnte die Zeit bis zum Sperren des Ateliers kaum abwarten. Endlich kam auch dieser Zeitpunkt heran!

Der mir bevorstehende große Augenblick war leider schon etwas getrübt durch die sonderbare Leichtigkeit und Kleinheit des Poststückes. Aber, sei es wie es sei, ich zerschnitt den Bindfaden, entfernte die Hülle und hielt eine mit rotem, chagriniertem Papier verkleidete Schachtel in den Händen. In goldgepressten Lettern zog sich schräg über den Kasten die Inschrift: Optikaster. Kein Zweifel, es war die „elegante Kasette“. Mein Lebtag hatten für mich Inhalte mehr Interesse als Verpackungen, wenn sie auch noch so prunkvoll aus-

sahen, und gespannter kann sich wohl kein Teilnehmer bei der Oeffnung eines neuentdeckten Pharaonengrabes gefühlt haben, als ich in diesem Augenblick. Die Schachtel enthielt: 1. Einen feingespitzten Bleistift, Faber B. B. B., mittelweich. 2. Zwei Zeichenvorlagen in der Größe von Spielkarten, und zwar: a) eine Kaffeekanne, b) ein Schweizerhäuschen darstellend. Nun aber, stauender Leser, wirst du mit Recht, so wie ich damals, fragen: Wo ist der Apparat, die Maschine, das Instrument? Ach ja, es war auch da. Es bestand aus: 3. drei flachen Holzstäbchen, die mit zwei Schrauben zusammengehalten waren. Endlich, wie die Perle in der Auster, fand ich: 4. ein dreikantiges Stückchen Glas, etwa einen Zoll lang. Der Eindruck dieses bescheidenen Inhalts legte sich mir nun schwer auf die Brust; recht kleinlaut geworden, entdeckte ich nun noch auf dem Boden der Schachtel einen bedruckten Zettel: die Gebrauchsanweisung, und hätte dabei fast das leise Klopfen an der Zimmertür, die ich abgeschlossen hatte, überhört. Es war Josef, der um Einlaß bat. Auch er war überrascht, doch selbstverständlich weit gefasster als ich, der Eigentümer. Nun lasen wir gemeinschaftlich in der Beschreibung, daß der Apparat aus den Hebeln A, B, C bestünde, mit den dazugehörigen Schrauben A 1, B 1, C 1. Die Schraube A 1 endige in einer Klammer, bestimmt für das Prisma, „das wahre Auge des Apparats, wie es mit vollem Recht genannt werden kann“. So war hier großsprecherisch zu lesen. Das Prisma zeigte in regelmäßigen Abständen Streifen von Spiegelglanz, wie ich jetzt bemerkte, und wie man auch in der Beschreibung nachlesen konnte. Wollte man nach der Vorlage zeichnen, so mußte man diese in den Einschnitt des Hebels C schieben. Der Erfinder stellte nun die Behauptung auf, man sähe das Bild, also die Vorlage oder den natürlichen Gegenstand zwiefach, wenn man durchs Prisma schaute; nämlich einmal in Wirklichkeit geradeaus, ein zweites Mal schräg nach